

# Schwyzer Meie [Wolf Guggenbühl und Georg Thürer]

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **24 (1940)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

make". Als Umstandswort bedeutet es tüchtig, ziemlich, sehr; so erzählt Reinhart von einem Bartwuchsmittel: „'s erst Büchsl hebb scho stii 'battet". — „Stiift" in der scherzhaften und etwas geringschätzigen Bedeutung des kaufmännischen Lehrjungen, in der Zürcher Schülersprache auch für den Hilfslehrer, stammt aus der Kundensprache als Inbegriff des Kleinen, Unbedeutenden. — Näher ansehen müssen wir uns das Wort „Steig", weil es in dem immer wieder angefochtenen „Bahnsteig" vorkommt. An Zusammensetzungen verzeichnet das Heft eigentlich nur den „Chagesteig" für eine schmale Fallbrücke für Fußgänger, und auch dieses komme heute fast nur noch in Eigen-, besonders in Flurnamen vor, und zwar mit männlichem oder weiblichem Geschlecht; männlich liegt es schon in einer Zürcher Rechtsquelle von 1367 vor. Das einfache „Steig" bezeichnet eine Steigung im Gelände, eine ansteigende Wegstelle. Gegenüber dem „Bahnsteig" besteht also der Unterschied, daß der Steig selber ansteigt, während der Bahnsteig eben ist. Das schriftdeutsche Steig, das in „Bahnsteig" enthalten ist, bedeutet dasselbe wie „Steg", nämlich etwas, worauf man schreiten, gehen kann, also einen Fußsteg oder eine Brücke. Als Gattungswort ist es in der Schweiz ausgestorben, dagegen allein oder in Zusammensetzung in Hunderten von Flurnamen erhalten, besonders in der östlichen Schweiz, meistens weiblich (ältester Beleg 1260), doch auch männlich schon 1433 belegt. Eine Wiler Chronik aus dem 15. Jahrhundert sagt „bis an den Luzesteig"; aus dem Appenzellerkrieg von 1405 ist der „Rippelsteig" bekannt; es soll der heute „Freudenberg" genannte Berg bei St. Gallen sein. „Steig" ist also hier nicht verneuhochdeutsch aus „Stig" (was auch vorkommt), sondern ursprünglich, altalemannisch, erwähnt doch eine Zürcher Propsteiurkunde von 1293 die „fratres ab Steiga" von Wallisellen.

## Vom Büchertisch.

**Schwyzter Meie.** Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte. Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer. Schweizer Spiegel Verlag. 235 Seiten. Geb. 6 Fr. 80 Rp.

Vorm Jahr haben wir Traugott Vogels „Schwyzter Schnabelweid" besprochen und empfohlen, die Sammlung von „Geschichte und Priichte us allne Kantön". Es waren lauter Proben in ungebundener Rede — hier haben wir nun das dichterische Gegenstück dazu: etwa hundertfünfzig der schönsten schweizerdeutschen Gedichte, aus einem Vorrat von etwa fünftausend guten ausgewählt und offenbar gut ausgewählt. Wir treffen die besten Namen, aber auch einige Volkslieder und Sprüche unbekannter Herkunft. Es liegt im Wesen der Sache, daß die Gedichte nicht (wie die Geschichten der „Schnabelweid") nach Kantonen geordnet sind, sondern sozusagen nach Gemütslandschaften, also in die Gruppen „Liebi, Johr und Tag, Huus und Heimet, Vatterland" u. a. Wer gern landschaftliche Mundartstudien macht oder die Gedichte eines Dichters gern beisammen hat, kann das leicht mit Hilfe des Verfasser-Verzeichnisses. Die nötigen Worterklärungen stehen auch da. Ein schöner Band, als Geschenk in der Familie sehr geeignet; er steht für sich oder als Ergänzung der „Schnabelweid" jeder schweizerischen Hausbücherei sehr wohl an. Daß das 1938 erschienene Buch schon in 4. Auflage vorliegt, ist sehr erfreulich.

## Briefkasten.

J. B., J. Ja, wir finden es auch lächerlich, wenn der „Bund für Schwyzertütsch (Gruppe Züritütsch)" in der Zeitung ausschreibt: „Am Dunschtig, de 14. Dez., 3 Nabig, am 8.15, im Chilegmäindhuus Hirschegeaabe Nr. 50, grooße Saal II. Dialäkt-Nabig. Sophie Haemmerli-

Marti und Prof. Dr. Georg Thürer lääsed us iren äigene Werche vor. En Chindechoor singt Dialäktlieder. (Läiteri: Frau Sommer-Beerli.) Ytritt: Frk. 1.10. D Mitglieder und iri Gescht d Helsti. De Vorstand." Das mutet doch mehr kindisch als heimelig an. Man hört auf Schritt und Tritt das hochdeutsche Muster heraus; es ist nicht urchiges Züritütsch. Unnatürlich und ungemütlich wirkt schon der hauptwörtliche Aufbau. Die einzigen zwei Tätigkeitswörter „lääsed" und „singt" tun einem förmlich wohl in diesem „schweizerdeutschen" Telegrammstil. Schweizerdeutsch wirkt man einem doch nicht an den Kopf: „Dialäkt-Nabig, Läiteri, Ytritt", sondern man sagt das in einem Satz, etwa „mer mached" oder „mer händ" oder „mer halted" oder „mer fyred de zweit Dialäkt-Nabig" (wenn man sich wirklich nicht zu einem „Mundart-Nabig" entschließen kann). Ferner: „Läiteri ischt" oder „läite tuet s" oder allenfalls noch „under der Lätig" vo der Frau S". Dann am Schluß: „Das choscht 1 Franke 10, für Mitglieder d Helsti". Wie zwischen den Hauptwörtern die Tätigkeitswörter, so fehlen die Vorwörter. Zürichdeutsch wäre: „Im Chilegmäindhuus am Hirschegeaabe Nr. 50 im grooße Saal". Dann die Zeitangabe: „Am Dunschtig, de 14. Dez.". Schweizerdeutsch ist daran nur das „am", hochdeutsch aber der Wenfall „de 14. Dez.". Ganz zürichdeutsch wäre etwa gewesen: „Am Dunschtig, am 14. Dez." oder „Am 14. Dezember, amene (oder: am nöchste) Dunschtig". Und seit wann sagt man: „3 Nabig, am 8.15"? Schon das Komma nach „Nabig" ist unfinnig; aber erst „8.15"! „3 Nabig am Viertel ab achi", das wäre züritütsch gewesen. Bei der Ankündigung der Vortragenden gehört zürichdeutsch vor die Namen das Geschlechtswort: „D Sophie H." oder, „D Frau S." und „de Prof. Dr. Th." (dieses Geschlechtswort wäre beim Dichter Thürer notwendiger gewesen als seine sämtlichen wissenschaftlichen Titel). Alles übrige kann man gelten lassen, aber vielleicht veranlaßt dieser Bund doch nach dem dichterischen „Dialäkt-Nabig" einmal einen prosaischen, wo deutlich ausgesprochen wird, daß dem Schweizerdeutschen noch nicht geholfen ist, wenn man hochdeutsche Wörter und Buchstaben in die Mundart überjett. „Züritütsch — swer Sprach!"

**W. Sch., J.** Warum unsere Zeitungen sagen: „Die Admiral Graf Spee", „Die Hood" usw., kurz: weshalb Schiffsnamen weiblich behandelt werden, auch wenn sie männliche Wesen bezeichnen? Das ist eine törichte Nachahmung des englischen Sprachgebrauchs, eine Modetorheit. Daß die Engländer das tun, ist doppelt auffallend, weil ja sonst in Englischen alle Wörter, die nicht männliche oder weibliche Personen (oder Tiere) bezeichnen, sächlich sind. Es wird heute so erklärt: In englischen Berufssprachen pflegt der Arbeiter oder Handwerker das Werkzeug, das er verwendet, das ihm hilft und ihn durchs Leben begleitet, mit dem er vertraut ist wie mit seiner Frau, als ein weibliches Wesen zu betrachten und deshalb mit dem persönlichen Fürwort „she" = „sie" zu bezeichnen. Die Seeleute übertragen diese höchst poetische Anschauung auf ihre Schiffe, und bei diesen ist das nun allgemein üblich und verbindlich geworden. Aber das ist Sache der Engländer und gar kein Grund, im Deutschen ein mit einem männlichen Namen bezeichnetes Schiff ohne jene poetische Betrachtungsweise, deren sich auch kein Engländer mehr bewußt ist, ganz gegen das natürliche Sprachgefühl als Frau zu behandeln und zu sagen „Die Admiral Graf Spee", „Die Hood" (Hood war ein englischer Seeheld) u. dergl. Ein besonderer Fall ist es mit den nach Städten und Ländern benannten Schiffen. Wir sagen: „Das große Deutschland", „das schöne Zürich" und müßten daher auch Schiffe dieser Namen als sächlich behandeln. Da hat sich auch im Deutschen das weibliche Geschlecht eingebürgert, weil wir von der bildenden Kunst her gewöhnt sind, diese Dinge als weiblich zu betrachten: Germania, Turicia, Britannia, Helvetia, Gallia, Berna, Basilea usw. Ein Bildhauer oder Maler wird eine Stadt oder ein Land immer als weibliche Gestalt darstellen. Auch Dichter haben das schon lange so gemacht; so sagt Schiller: „Die rege Zürich, die edle Bern". Man kann sich dazu immer das Wort „Stadt" denken, also „die (Stadt) Bremen". Darum ist in solchen Fällen das weibliche Geschlecht berechtigt, nicht aber bei Admiralen, Seehelden und andern Kerlen.

**Mitteilung:** Herr Prof. Dr. Debrunner hat im Zweigverein Bern einen Vortrag gehalten über die „Krankheitsgeschichte des Genitivs" und darin unter dem humoristischen Bilde der Krankheit die Schwierigkeiten und Fehler im Gebrauch des Wesfalls gemeinverständlich und kurzweilig dargestellt. Das „Berner Schulblatt" hat den Vortrag in Druck gebracht, und wir haben uns davon 200 Sonderabzüge verschafft, die wir unsern Mitgliedern (Lehrern auch für ihre Schüler) gegen Einsendung von 20 Rp. (auf Postcheck VIII 390) abgeben.

**Berichtigungen.** Ganz unverständlicherweise ist in der letzten Nummer (Briefkasten S. 6, 3.) zweimal das Wort „Halbinsel" statt „Halbkugel" stehen geblieben. Und ein unglücklicher Zufall hat es auch verschuldet, daß (unter „Allerlei") das Sprichwort falsch angeführt wurde; es heißt natürlich: „Spiele nicht mit Schießgewehr" (ohne „dem"!).